

Rainer M. Schröder
Becky Brown – Versprich, nach mir zu suchen!

Rainer M. Schröder

Becky Brown –
Versprich, nach mir zu suchen!

C. Bertelsmann

Der C. Bertelsmann Jugendbuch Verlag gehört zu den
Kinder- & Jugendbuch-Verlagen in der Verlagsgruppe Random House
München Berlin Frankfurt Wien Zürich

www.bertelsmann-jugendbuch.de

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform.

1. Auflage 2004

© 2004 C. Bertelsmann Jugendbuch Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Frank Griesheimer

Umschlagbild: Klaus Steffens

Umschlaggestaltung: Klaus Renner

go · Herstellung: WM

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media, Pößneck

ISBN 3-570-12764-8

Printed in Germany

Dedicated with great affection to
KARIN and HANS-JÜRGEN STÖVER
&
BÄRBEL and ELLIOT ›El Presidente‹ Puritz

*»Weisheit hat damit zu tun,
wie das Leben einen Sinn gewinnt.
Weisheit hat aber auch damit zu tun,
wie das Leben voll von dem wird,
was dauert,
wie das Leben so wird, dass,
wenn einmal das Ende kommt,
der Mensch nicht das Gefühl hat:
Die Hände sind leer.«*

ROMANO GUARDINI

*»Sage mir dein Verhältnis zum Schmerz,
und ich sage dir, wer du bist.«*

ERNST JÜNGER

AUGENBLICKLICH wallte Angst in ihr auf, als Becky Brown die polternden Stiefelschritte auf dem Etagenflur ihres Mietshauses hörte.

Sie registrierte das Geräusch sofort, obwohl es doch nur eines von vielen in dem brodelnden Lärm war, der mit dem Gestank aus den Straßenschluchten aufstieg, aus den hoffnungslos überbelegten Wohnungen unter und über ihnen drang und der das berüchtigte New Yorker Einwandererviertel Five Points* bei Tag und bei Nacht wie eine aufgewühlte See mit nie erlahmender Kraft umbrandete.

Es war das vertraute Geräusch, das ihr sagte, dass der Vater gleich in der Tür stehen würde! Und wieder einmal kehrte er viel zu früh am Nachmittag zurück, um dauerhafte Arbeit in den Docks an der Waterfront von Hudson und East River oder auf einer Baustelle gefunden zu haben.

Frustration und ohnmächtige Wut klangen deutlich aus dem harschen Aufstampfen seiner klobigen Stiefel heraus. Mit Beklemmung nahm Becky Brown auch den unregelmäßigen Rhythmus seiner Schritte wahr, der ihr so viel über sein körperliches Befinden und seinen Gemütszustand verriet, als hätte sie in sein Gesicht geschaut. Sie sah seine verbissene Miene förmlich vor sich. Der Vater hatte offenbar wieder Schmerzen

* Eine detaillierte Karte des New Yorker Stadtviertels Five Points findet sich am Ende des Romans im Anhang.

in seiner linken Hüfte, denn er zog das linke Bein hörbar nach. Und wenn ihn Schmerzen quälten, suchte er sie mit Alkohol zu betäuben. Mit viel Alkohol.

»Becky, um Himmels willen, pass auf! Der Schweiß!«, rief die Mutter im selben Moment erschrocken. »Gleich tropft er dir aufs Hemd! Und dann gibt es Ärger mit Missis Greeley! Du weißt doch, wie genau sie es nimmt!«

Gerade noch rechtzeitig hob Becky den rechten Unterarm und wischte sich den Schweiß von Kinn und Stirn, bevor er auf das Hemd tropfen konnte, das sie gerade für Eleanor und Homer Greeley zusammennähte.

Vier Cent bekamen sie für jedes fertige Hemd. Doch für jeden Fleck und jede schlecht genähte Naht zog ihnen Eleanor Greeley einen Cent ab. So was konnte schnell passieren, wenn man bei der Arbeit nicht höllisch aufpasste. Besonders zwischen neun Uhr und Mitternacht, wenn die Mutter und sie nach zehn, zwölf Stunden Näherei mit der Müdigkeit kämpften und kaum noch die Augen offen halten konnten. So manche Naht musste dann wieder vorsichtig aufgetrennt und neu gesetzt werden. Denn sie brauchten jeden Cent, seit sich der Vater im letzten Herbst beim Einsturz eines Baugerüsts an der Hüfte schwer verletzt und dadurch seine feste Arbeitsstelle in der Baukolonne von Mister Keegan verloren hatte.

»Der Vater kommt!«, sagte Becky leise, als sich die Stiefelschritte ihrer Wohnungstür näherten.

»Ich weiß«, murmelte die Mutter und beugte sich noch tiefer über ihre Arbeit.

Doch Becky bemerkte sehr wohl, dass sie schluckte und dass ihre sonst so bewundernswert ruhige Nadelhand plötzlich zitterte.

Brütende Augusthitze lag über New York und in dem Mietshaus in der Mulberry Street mit seinen ein Fuß dicken Zie-

gelsteinwänden staute sich die Hitze wie in einem Backofen. Die Mutter und sie saßen in der Küche, die der Familie tagsüber auch als Wohnraum sowie nachts ihrem vier Jahre jüngeren Bruder Daniel und ihr, Becky, als Schlafstätte diente. Sie hatten den Tisch an das weit geöffnete Fenster gerückt, um besser Luft zu bekommen. Aber viel Erleichterung hatte es ihnen nicht gebracht. Dafür nahmen sie jedoch den Gestank deutlicher wahr, der den Aborten in den Hinterhöfen entströmte und wie eine pestilenzartige Wolke über dem Einwanderer- viertel Five Points hing.

Eigentlich bestand ihre ganze Wohnung nur aus diesem einen Raum, der nur etwas mehr als vier Schritte im Quadrat maß. Denn bei dem zweiten Zimmer der schäbigen, schimmelbefallenen Wohnung handelte es sich um eine winzige, fensterlose Kammer, die gerade genug Platz für das Bett der Eltern und die alte, schmale Kommode bot. In der Küche machten ein Tisch mit vier Stühlen, ein gusseiserner Herd, mehrere selbst gezimmerte Wandborde und zwei Holzleisten mit Eisenhaken für die wenigen Küchenutensilien die ganze Einrichtung aus. Die mit Stroh und Lumpenfetzen gefüllten Jutesäcke, auf denen Daniel und sie, Becky, nachts schliefen, wurden tagsüber einfach aus dem Weg und in eine Ecke geschoben. Und das Wenige, was sie an Lebensmitteln besaßen, fand bequem Platz in den beiden Lattenkisten neben der Herdstelle.

Aber wie froh sie vor sieben Jahren gewesen waren, als sie nach der quälend langen Überfahrt im überfüllten Zwischen- deck des deutschen Auswandererschiffes *Prinz von Preußen* in New York von Bord gegangen waren und sogleich diesen Unterschlupf in Five Points gefunden hatten. Hier wollten die Eltern einen neuen Anfang machen, nachdem die politischen Unruhen der gescheiterten Revolution von 1848, vor allem aber die Hungersnot auf dem Land sie über den Atlantik in die gelobte

Neue Welt Amerikas getrieben hatten. Großartige Hoffnungen und ehrgeizige Pläne hatten die Eltern gehabt! Und wie stolz sie alle am Tag ihrer Ankunft im New Yorker Hafen auf ihren neuen, englischen Namen gewesen waren, den ihnen der ruppige Mann von der Einwanderungsbehörde ohne langes Nachfragen verpasst hatte. Denn als der Vater auf die Frage, wie er denn heiÙe, respektvoll mit »Friedrich Braun, aus dem Rheinischen!« geantwortet hatte, hatte der Beamte auf das Einwanderungsdokument kurzerhand »Frederik Brown« geschrieben, ihm das Papier in die Hand gedrückt und die nächste Familie aufgerufen. Und natürlich war dann aus ihrem Vornamen Rebekka im Viertel schnell Becky geworden. Nur die Mutter, die schon in Deutschland stets nur Lena und nicht Magdalena gerufen worden war, sowie Daniel hatten sich nicht an einen veränderten Vornamen gewöhnen müssen. Aber wie unendlich weit schien das schon zurückzuliegen!

Grob stieß der Vater die Tür auf, die vom Etagenflur direkt in die Küche führte. Ohne ein Wort des Grußes trat er an den Herd, wo der blecherne Wasserkübel stand, griff zur Schöpfkelle und trank. Die Hälfte spie er sofort angewidert wieder aus.

»Pfu! Teufel, was für eine pisswarme Brühe! Ich hätte mir ja denken können, dass sich keiner die Mühe gemacht hat, frisches Wasser hochzuholen!«, schimpfte er voller Ingrimm.

»So früh haben wir noch nicht mit dir gerechnet, Frederik«, sagte die Mutter entschuldigend. »Ich wäre sonst ganz bestimmt...«

»Ich bin aber jetzt schon zurück!«, fiel er ihr ins Wort. »Oder muss ich vielleicht erst deine Erlaubnis einholen, wann ich zurückkommen darf?«

»Nein, natürlich nicht!«

»Da bin ich aber erleichtert!«, höhnte er.

»Hast du denn wenigstens für ein paar Stunden Arbeit ge-

funden, Frederik?«, fragte die Mutter wider besseres Wissen hoffnungsvoll und zwang ein gequältes Lächeln auf ihr schweißglänzendes Gesicht, das mit jedem Monat schmaler und von tieferen Linien durchzogen wurde.

»Nein, habe ich nicht!«, gab er kurz angebunden zur Antwort. Und dann fragte er herrisch und ohne jeden Übergang: »Wo ist das Geld?«

»Was für Geld?«, fragte die Mutter zurück.

»Das du vor mir versteckst!«

»Ich habe kein Geld!«, beteuerte die Mutter hastig und mit einem ängstlichen Aufflackern in den Augen. »Und schon gar kein Geld, das ich vor dir verstecke!«

»Du lügst!«, schrie der Vater, schleuderte die Kelle in den Wasserkübel und machte einen drohenden Schritt auf sie zu. »Ich weiß ganz genau, dass du irgendwo Geld versteckt hältst!«

»Frederik, bitte! Sei vernünftig!«, flehte die Mutter. »Du weißt doch selbst, wie schlecht es uns geht, seit du keine feste Arbeit mehr hast!«

»Jetzt ist es also *meine* Schuld, dass ich mir die Knochen gebrochen habe, weil dieser Verbrecher von einem Bauunternehmer sich einen Dreck um die Sicherheit gekümmert und an allen Ecken und Enden wichtige Stützstreben eingespart hat, ja?«, brauste der Vater auf.

»Um Gottes willen, nein!«, wehrte die Mutter ab. »Natürlich trifft dich keine Schuld, Frederik! Ich meinte ja nur, dass du doch wegen deiner Behinderung so schlecht Arbeit bekommst. Wir ...«

»Andere Männer, die keine Behinderung haben und stark wie Ochsen sind, finden auch keine Arbeit!«, fiel er ihr ins Wort. »Und ich Sorge schon dafür, dass niemand etwas davon merkt, wenn ich Schmerzen habe!«

Der Vater suchte den Streit, das sah Becky ihm geradezu an.

Schon wie er die Augen zusammenpresste und das Kinn vorstreckte, machte jede Hoffnung auf Milde zunichte.

»Mach mir doch nichts vor!«, blaffte er los. »Mich hältst du nicht zum Narren! Ich weiß ganz genau, dass du hier einen Cent und dort einen Cent abknappst und irgendwo verschwinden lässt. Und ich will, dass du dieses Geld jetzt herausrückst. Wenigstens einen halben Dollar! Nun mach schon oder es wird dir Leid tun!«

Becky spürte ihr Herz rasen. Sie fürchtete sich vor dem, was der Vater gleich tun würde, wenn er das Geld nicht bekam, um seine Schmerzen und die Trostlosigkeit seines Lebens in der nächsten Taverne oder einem dieser finsternen Grog-Shops eräufeln zu können. Sie wusste auch, dass die Mutter log und sie sehr wohl ein Versteck hatte, wo ein kleiner Beutel mit Münzen lag. Es befand sich, wie sie einmal zufällig beobachtet hatte, in der elterlichen Schlafkammer unter dem lockeren Bodenbrett mit dem kleinen Astloch. Das hintere rechte Bein der Kommode stand auf diesem Brett. Viel konnte in dem Beutel nicht sein, aber es war Mutters Notgroschen, falls der Hunger einmal zu groß wurde oder mal wieder ein Dollar für die Miete fehlen sollte.

»Ich warne dich!«, zischte der Vater.

»Ich habe wirklich nichts versteckt, und wenn du mich grün und blau schlägst! Ich schwöre es bei der seligen Jungfrau und Gottesmutter!«, stieß die Mutter verängstigt hervor. Andererseits war sie fest entschlossen, lieber Schläge zu ertragen, als ihm ihren Notgroschen auszuhändigen und das mühsam zusammengesparte Geld noch in dieser Nacht an die Schankwirte von Five Points zu verlieren. Und was den falschen Schwur betraf, so vertraute sie in ihrem tiefen Glauben darauf, dass die Muttergottes ihr in ihrer unendlichen Güte und Barmherzigkeit diese Sünde nicht nur gnädig verzieh, sondern die Lüge zum Schutz der Familie sogar billigte.

Der Vater sah sie grimmig und mit unschlüssiger Miene an. Er wusste nicht, ob er sie schlagen sollte, weil er ihr nicht glaubte – oder ob er ihr glauben und sie dennoch schlagen sollte, um seiner Wut und Ohnmacht Luft zu verschaffen.

»Aber Daniel hat noch das Geld, das er sich heute mit dem Sammeln von Nägeln verdient hat!«, fiel es der Mutter noch rechtzeitig ein, und hastig sprach sie weiter: »Er wollte es mir sogleich geben, als er zurückkam, aber ich war da gerade mit der Bettwäsche beschäftigt. Er war ganz stolz. Ich glaube, er hat über einen Shilling* zusammenbekommen. Du weißt ja, dass er heute Morgen schon vor Sonnenaufgang losgezogen ist.«

Becky fühlte sich trotz der angespannten Situation versucht, ein spöttisches Auflachen von sich zu geben. Denn was die Mutter »Sammeln von Nägeln« nannte, war in Wirklichkeit glatter Diebstahl. Daniel hatte sich in ihrer Not zu jenen Kindern aus dem Armenviertel Five Points gesellt, die sich auf Großbaustellen herumtrieben und sich in Lagerhäuser schlichen, um dort Nägel oder anderes Eisen zu stehlen. Nur wer gute Augen besaß sowie flink und schnell auf den Beinen war, hatte Chancen, den Wurfgeschossen, Prügeln und Fäusten wütender Bauarbeiter oder Lageraufseher unbeschadet zu entkommen. Und der Lohn der Angst bestand in einem Cent für jedes Pfund Nägel, das der Schrotthändler in ihrem Viertel zahlte. Einfaches Alteisen brachte sogar noch weniger. Um also mit einem Shilling in der Tasche nach Hause zu kommen, musste ihr achtjähriger Bruder Daniel demnach zwölfeinhalb Pfund Nägel zusammengestohlen haben.

»So! Und wo ist der Bursche jetzt mit dem Geld?«, fragte der Vater misstrauisch.

* Der Wert von einem Shilling entsprach 12 ½ Cent. In jener Zeit rechnete man neben Cent und Dollar auch noch mit Penny und Shilling.

»Oben auf dem Dach«, sagte die Mutter. »Ich habe unsere beiden Bettlaken gewaschen. Er passt auf, dass sie uns nicht von der Wäscheleine gestohlen werden.«

Wäsche jeder Art, auch wenn sie noch so verschlissen war, konnte man in Five Points nicht unbeaufsichtigt lassen, schon gar nicht, wenn man zu jenen Mietern gehörte, die nach vorn zur Straße hinaus wohnten und daher keinen Anspruch auf eine der wenigen Wäscheleinen im Hinterhof besaßen. Die Wäschediebe, die oft in Banden arbeiteten, kamen mit Vorliebe über die Flachdächer der Backsteinhäuser. Und Wäsche einfach aus dem Fenster zu hängen, war nicht ratsam. Zu oft schütteten Bewohner aus den oberen Etagen Dreckwasser, manchmal sogar auch den Inhalt von Nachttöpfen einfach aus dem Fenster, egal ob unter ihnen jemand Wäsche herausgehängt hatte. Die alte, zahnlose Nelly Boyd, die mit ihrer versoffenen Tochter über ihnen im fünften Stock wohnte, machte das sogar regelmäßig. Und sie war nicht die Einzige, die keinen Anstand kannte und nichts auf das Geschimpfe der anderen Bewohner gab.

»Ich laufe hoch und hole Daniel!«, bot Becky sich an.

Der Vater hielt sie mit einer unwirschen Handbewegung zurück. »Ich gehe schon selbst zu ihm hoch. Seht ihr lieber zu, dass ihr mit eurer Näharbeit vorankommt!«

Becky hatte eine empörte Erwiderung auf der Zunge. Als ob sie beide nicht bis zum Umfallen schufteten! Diese elende Plackerei würde ihre Mutter, die in den letzten beiden Jahren erschreckend grau und hager geworden war, noch mal weit vor ihrer Zeit ins Grab bringen! Obwohl noch keine dreißig, sah sie doch schon wie eine alte, abgehärmte Frau aus! Und sie, Becky, hatte selbst längst aufgehört, die Zahl der Hemden zu zählen, die sie in den vergangenen Monaten Tag für Tag bis in die Nacht mit brennenden Augen und schmerzdem Rücken für Elea-

nor Greeley zusammengenäht hatte. Und da wollte der Vater ihr mangelnden Arbeitseifer vorwerfen?

Bevor sie jedoch protestieren konnte, fing Becky den warnenden Blick ihrer Mutter auf, die zudem auch noch kaum merklich den Kopf schüttelte, als wollte sie sagen: »Tu es bloß nicht! Du machst damit alles nur noch schlimmer!« Und so schluckte sie ihren Protest wie einen bitteren Klob hinunter.

Etwas Unverständliches vor sich hin murmelnd, das nicht eben freundlich klang, stiefelte der Vater aus der Küche. Die Mühe, hinter sich die Tür zu schließen, machte er sich erst gar nicht.

»Nimm es dir nicht so zu Herzen, Becky«, sagte die Mutter sofort und mit gedämpfter Stimme. »Im Grunde seines Herzens meint er es gar nicht so, wie es manchmal herauskommt, wenn er ... wenn er einen seiner schlechten Tage hat.«

»In letzter Zeit hat er nur noch schlechte Tage«, sagte Becky verdrossen.

»Es ist nicht leicht für einen Mann wie deinen Vater, dass er nur noch für ein paar Stunden die Woche Arbeit findet«, sagte die Mutter nachsichtig. »Er leidet sehr darunter, auch wenn er nicht darüber spricht. Dein Vater ist immer sehr stolz darauf gewesen, dass wir nach Amerika nicht dank der barmherzigen Spende von irgendwelchen Armenhilfsorganisationen auswandern konnten wie so viele andere Landsleute, sondern dass er unsere Überfahrt mit eigenem Geld bezahlt und immer gut für seine Familie gesorgt hat. Dass er seit letztem Herbst ohne feste Anstellung ist und seitdem viel von unserem Zuverdienst abhängt, setzt ihm hart zu.«

»Wenn ihm wirklich so viel an uns läge, würde er das wenige Geld, das wir uns mühsam erarbeiten oder zusammenstellen ...«

»Becky!«, fiel die Mutter ihr scharf ins Wort.

»Aber so ist es doch, Mom! Daniel sammelt die Nägel doch nicht von der Straße auf, sondern er klaut sie von Baustellen!«, sagte Becky mit wütendem Aufbegehren. »Jedenfalls würde der Vater, wenn er sich wirklich so viel Sorgen um uns macht, wie du behauptest, das wenige Geld nicht regelmäßig bei Joe Slocum, in *Fatty Walsh's Saloon* oder in der *Trogg's Tavern* versaufen und seinen letzten Penny bei einem dieser abscheulichen Hahnenkämpfe verwetten, die in diesen Spelunken stattfinden!«

»Genug, Becky! Ich will nicht hören, dass du in diesem Ton über deinen Vater...«, setzte die Mutter an, führte den Satz jedoch nicht zu Ende. Denn in diesem Moment hörten sie im Treppenhaus die wutentbrannte Stimme des Vaters sowie lautes Gepolter und angstvolle, schmerzgefüllte Schreie, die sich mit dem hässlichen Klatschen eines Lederriemens vermischten.

Becky krampfte sich der Magen zusammen, als sie das peitschende Geräusch hörte. Sie ballte die Fäuste und wurde ganz steif. Der Vater prügelte wieder einmal auf ihren kleinen Bruder ein!

2

AUGENBLICKE später stürzte Daniel durch die offen stehende Tür in die Küche, dicht gefolgt vom Vater, der mit seinem breiten Ledergürtel nach ihm schlug.

»Du verdammter Nichtsnutz! Auf dich ist so viel Verlass wie auf die Barmherzigkeit dieses adligen Lumpen, der sich damals für ein erbärmliches Handgeld Hof und Land von uns Not lei-

denden Bauern unter den Nagel gerissen hat!«, schrie der Vater außer sich vor Wut und ließ den Riemen ein weiteres Mal quer über Daniels schmalen Rücken klatschen.

Daniel, das Gesicht eine Maske aus Schmerz und Angst, stolperte und stürzte beinahe.

Entsetzt sprang die Mutter auf, ließ das halb fertig genähte Hemd einfach zu Boden gleiten und legte ihre Arme schützend um ihren schwächtigen Sohn, der sich schluchzend an sie presste.

»Frederik! ... Um Gottes willen, lass von dem Jungen ab!«, rief sie beschwörend.

»Er hat viel mehr als diese paar Schläge verdient!«, schrie der Vater in heller Wut. »Also nimm du ihn jetzt nicht auch noch in Schutz! Windelweich prügeln sollte ich ihn!«

»Was hat er denn getan, dass du ihn so schlagen musst?«, wollte die Mutter wissen.

»Eingeschlafen ist dieser Taugenichts! Statt auf die Bettlaken aufzupassen, hat er es sich im Schatten der Mauer bequem gemacht und geschlafen! Und jetzt sind die beiden Laken natürlich weg!«

»Allmächtiger!«, entfuhr es der Mutter erschrocken, denn der Diebstahl ihrer beiden einzigen Bettlaken bedeutete einen bitteren Verlust. Sie besaßen kein Geld, um sich neue leisten zu können. Es reichte nicht einmal für Laken aus zweiter Hand, wie sie in den vielen muffigen Läden mit gebrauchten Waren aller Art überall im Viertel angeboten wurden. Läden, die zum großen Teil von Hehlern betrieben wurden.

»Ich habe versucht, wach zu bleiben!«, stieß Daniel schluchzend hervor. »Ich dachte... ich würde es schaffen... Aber dann...«

»Faule Ausreden!«, fuhr der Vater ihm über den Mund. »Du hast versagt und uns um unsere Bettlaken gebracht! Nichts, was

du anfasst, machst du richtig! Und du willst mein Sohn sein?« Er schnaubte verächtlich. »Eine Schande bist du!«

Daniel schluchzte noch lauter in die fadenscheinige Schürze der Mutter.

»Hör auf der Stelle mit dem weibischen Geheule auf, sonst gebe ich dir wirklich Grund dazu!« Der Vater packte Daniel am Arm und riss ihn mit brutaler Gewalt aus der schützenden Umarmung der Mutter.

In Becky krampfte sich alles zusammen, als sie das angsterfüllte Gesicht ihres kleinen Bruders sah. Sie wünschte, sie könnte für ihn eintreten und ihn vor dem Zorn des Vaters schützen. Daniel, der nicht wie sie das widerspenstige kastanienbraune Haar der Mutter, sondern das herrlich schwarze, lockige Haar des Vaters geerbt hatte, war noch so klein und schwächlich, und für seine acht Jahre mühte er sich wirklich sehr, auch ein wenig Geld nach Hause zu bringen, damit ihre Not nicht noch größer wurde. Eine Schule hatten sie beide schon seit einem guten Jahr nicht mehr betreten. Aber in dieser Situation konnte, ja durfte sie nichts für ihn tun, wenn sie nicht wollte, dass der Vater noch mehr in Rage geriet und dabei die Kontrolle über sich verlor. Wenn das geschah, nahmen sich die paar Schläge mit dem Gürtel ausgesprochen harmlos aus. Und so biss sich Becky auf die Lippen, um nicht etwas Unvernünftiges zu sagen oder zu tun.

»Aufhören zu heulen, habe ich gesagt!«, fuhr der Vater Daniel an und gab ihm eine schallende Ohrfeige, dass sich die Finger seiner Hand auf der Wange abzeichneten.

Tapfer presste Daniel den Mund zusammen, um das Aufschluchzen zu unterdrücken. Doch seine Lippen bebten immer noch.

»Und jetzt gib das Geld her, das du noch nicht bei deiner Mutter abgeliefert hast!«, forderte ihn der Vater auf.

Daniels Schultern zuckten, als er in die Tasche griff und dem Vater einen Shilling und drei Cent aushändigte.

»Und jetzt geh mir aus den Augen! Na los, mach schon! Verschwinde!« Mit diesen Worten jagte der Vater ihn aus der Wohnung. Und als Daniel hinaus ins Treppenhaus rannte, schrie er ihm noch nach: »Und wage dich nicht eher nach Hause, bis du Ersatz für die beiden Bettlaken besorgt hast! Wie du das anstellst, soll mir egal sein! Zwei Bettlaken! Sonst kannst du sehen, wo du bleibst, hast du verstanden?«

»Um Gottes willen, Frederik! Das kannst du doch nicht machen!«, rief die Mutter bestürzt. »Du versündigst dich! Der Junge ist doch erst ...«

»Erzähl du mir nicht, was ich machen kann und was nicht!«, fuhr der Vater sie an. »Er muss die Strafe bekommen, die er verdient! Nur so lernt er. Schlimm genug, dass du ihn verziehst und verhätschelst! Ich jedenfalls lasse nicht zu, dass mein Sohn ohne das rechte Pflichtgefühl heranwächst!«

»Frederik, ich verstehe deinen Ärger ja, und es ist auch richtig, dass Daniel Strafe verdient ...«, begann die Mutter besänftigend.

Der Vater ließ sie jedoch auch diesmal nicht ausreden. »Gut, dann sind wir ja einer Meinung. Und jetzt will ich wissen, wie viele Hemden ihr für Missis Greeley fertig habt!«

Hilfe suchend sah sich die Mutter zu ihrer Tochter um. »Wie viele Hemden?... Ja, also ... ich meine ... so genau ...«, begann sie stammelnd.

»Wir liefern doch immer am Samstag bei Missis Greeley ab und heute ist erst Donnerstag«, sprang Becky ihr rasch zur Seite.

»Ihr sollt mir eine klare Antwort geben und mir nicht mit dümmlichem Gerede kommen, verdammt noch mal!«, donnerte der Vater. »Ich weiß, dass wir Donnerstag haben, und ich

weiß auch, dass ihr die Hemden gewöhnlich am Samstag zu Missis Greeley bringt! Haltet ihr mich vielleicht für auf den Kopf gefallen? Also, noch einmal: Wie viele Hemden sind fertig?«

Die Mutter seufzte resigniert: »Es müssen neunundzwanzig sein.«

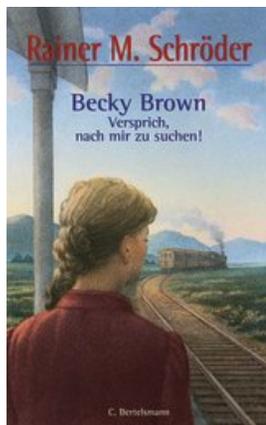
Ein grimmig zufriedenes Lächeln huschte kurz über das Gesicht des Vaters. »Packt sie zusammen. Die Greeleys nehmen jeden Tag fertige Ware an! Und du, Becky, bringst sie zu ihnen!«, befahl er.

»Frederik, wir brauchen das Geld für Lebensmittel, und einen Teil müssen wir in die Dose für die nächste Miete zurücklegen!«, beschwor die Mutter ihn. »Du kannst das Geld nicht in die Taverne tragen. Daniels Nägelgeld...«

Mit einem schnellen Schritt war der Vater bei ihr und hob drohend die Hand. »Willst du mir Vorschriften machen?«, schrie er sie an.

Die Mutter senkte demütig den Kopf. »Nein, natürlich nicht, Frederik«, murmelte sie, duckte sich unter der erhobenen Hand hinweg und zog hastig den großen Weidenkorb aus der Ecke, in dem sie die fertigen und sorgfältig gefalteten Hemden aufbewahrten.

Becky ging ihrer Mutter schweigend zur Hand. Gemeinsam teilten sie die Hemden in zwei Pakete zu je einem Dutzend auf, banden behutsam um jeden Stapel eine hellblaue Kordel, legten die restlichen fünf obenauf und wickelten die ganze Lieferung in ein großes sauberes Leinentuch, das die Mutter in einem kleinen Beutel aufbewahrte, damit ja kein Dreck und Staub an das Tuch kam. Eleanor Greeley nahm es mit ihrer Ware sehr genau und liebte es noch mehr als ihr Mann Homer, etwas bemängeln und dafür einen empfindlichen Abzug berechnen zu können. Dann schoben sie das Ganze in einen Sack



Rainer M. Schröder

Becky Brown - Verspricht, nach mir zu suchen!

Gebundenes Buch, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-12764-3

cbj

Erscheinungstermin: Februar 2004

New York, 1856: Die Zeiten sind hart im berüchtigten Einwandererviertel Five Points, Anstand und Ehrlichkeit sind Luxus. Mit dem Verkauf von Zündhölzern hält die Waise Becky Brown sich und ihren kleinen Bruder Daniel über Wasser. Sie will nicht hineingeraten in den Strudel von Gewalt, Prostitution und Kriminalität, sie ist verantwortlich für Daniel und sie will ihn mit Anstand großziehen. Doch dann kommt der Tag, an dem Becky mit ihrem Vorsatz brechen muss: Daniel wird bei einem Diebstahl erwischt, und Becky raubt einen Geschäftsmann aus, um ihn freizukaufen. Five Points kann für sie nicht länger Heimat sein. Daniel braucht eine richtige Familie und ein geregeltes Leben. Ihm zuliebe schließt Becky sich einem Waisenzug an, der in den Mittleren Westen aufbricht. Doch an welcher Station der Zug auch hält, keine Familie ist bereit, zwei Kinder aufzunehmen. Den Geschwistern bleibt nur eine Chance: Sie müssen sich trennen. Viele hundert Meilen liegen zwischen ihren beiden neuen Familien und mehr als zwei Jahre hat Becky ihren Bruder nicht gesehen, als die Schreckensnachricht sie erreicht: Daniel ist unterwegs zur Front. Freiwillig hat er sich mit 13 Jahren als Soldat für die Nordstaatenarmee gemeldet. Hals über Kopf bricht Becky auf, um das Unmögliche zu versuchen: Sie darf ihren kleinen Bruder jetzt nicht im Stich lassen, sie muss ihn in den Wirren des Amerikanischen Bürgerkrieges finden ...



Der Titel im Katalog